

Nr. 281 Bydgoszcz / Bromberg, 8. Dezember 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

21. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Das von der Dodson Company gepachtete Gebiet erstreckte sich von Tantajuca westwärts bis zum schroffen Abfall der Hidalgovorberge. Es war eine sanfte Talsenke von ungefähr 14 Kilometern Breite und über 20 Kilometern Länge, an deren Sohle ein versandetes Bächlein, der Rio Juanito, nordwärts floß. Außer ein paar kärglichen Feldern und verfallenen Viehpferchen war der ganze Boden mit Busch, magerem Weideland, Schilfinseln und, gegen die Berge zu, mit kahlen Schutthalden bedeckt.

Gus und Vic verwendeten die nächsten Tage dazu, das Terrain abzureiten, zu vermessen und den günstigsten Platz für die erste Bohrung zu suchen. Das schwerste Problem war die Anlegung der Zufahrtstraße, die die schweren Wagen mit ihren Lasten von Turmbalken, Eisenröhren und Zement, sowie die Lokomobilen und Reservetanks tragen mußte.

„Mister Collins wird zufrieden sein", meinte Gus, als die beiden am sechsten Tage von ihrem letzten Erkundigungsritt nach Alamos heimkehrten, wo sie das Material und den Zustand der Rohrleitung, die von dort bis in das noch arbeitende Lagunenfeld der Huesteca bei Tamiahua führte, besichtigt hatten. „Die Pacht haben wir um die Hälfte des Voranschlags bekommen und auch die anderen Ausgaben werden sich weit unter dem Voranschlag Collins halten. Wenn nichts dazwischen kommt, können wir in sechs Wochen mit der Bohrung beginnen."

„Wir werden doch dann selbstverständlich ständig im Camp sein?"

„Natürlich! Wir werden für uns drei ein gemütliches Holzhaus bauen lassen . . ."

„Wollen Sie sich mit Frank also doch wieder aussöhnen?" fragt rasch und freudig Vic.

Gus räuspert sich verlegen. „Ach so, Sie meinen Frank. Nun, mit Frank sind wir eben vier Personen."

Vic schmunzelt verstehend. „Ach so, Sie meinen Luise. Ob sie mitkommen wird?"

„Sie muß mitkommen!" Gus gibt seinem Gaul ärgerlich die Sporen und trabt voran auf die Plaza von Tantajuca.

Der Bürgermeister scheint sie erwartet zu haben. Einen Brief in der erhobenen Hand schwingend, läuft er den beiden erregt entgegen. „Der Bote ist von Verakruz zurückgekommen! Ich glaube, alles ist in Ordnung!"

Die beiden springen aus dem Sattel. „Unheimlich glatt geht alles", meint Gus erleichtert und reißt den Umschlag auf. Ein langer Brief des Advokaten fällt ihm zuerst in die Hand. Aber schon nach dem ersten Satz wird sein Gesicht todernst und blaß. Dann schießt ihm das Blut in die Wangen, wie Stricke liegen die Adern auf seiner Stirn. Seine Lippen murmeln lautlose Flüche.

Vic greift nach seinem Arm. „Was ist geschehen, Gus?"

„Kommen Sie ins Haus", sagt Gus mit gequetschter, mühsam ruhiger Stimme.

Oben warten schon Zarates und Noques. Ängstlich hängen ihre Blicke an dem unheilverkündenden Gesicht des langen Gus.

„Hören Sie, was mir Martinez schreibt: „Sehr geehrter Mister Jensen! Legueiro ist doch nicht müßig geblieben. Als ich auf dem Landamt in Verakruz unseren Vertrag zur Eintragung vorlegte, erhielt ich die überraschende Mitteilung, daß gegen die Grundbesitzrechte des Ranchero Amalio Noques Einspruch erhoben worden sei. Ein gewisser José Jimenes, wohnhaft Tuxpan, Calle Juarez 26, hat nach einem Grundverteilungsgesetz vom Jahre 1867 Ansprüche auf den Landbesitz erhoben. Diese Ansprüche sind natürlich ein Manöver Legueiros, doch ist die Anmeldung vollkommen korrekt und mit den nötigen Beweisstücken belegt, eingereicht worden. Sie muß also den vorschriftsmäßigen Amtsweg gehen und diesen zu verzögern, liegt wohl in der Macht unseres Gegners. Eine Eintragung ist natürlich vor der endgültigen Entscheidung des Gerichts nicht möglich; diese aber kann unter Umständen jahrelang auf sich warten lassen. Die einzige Möglichkeit, diesem tückischen Schlag zu begegnen, besteht darin, diesen famosen Jimenes irgendwie zum Widerruf zu veranlassen. Ich fuhr sofort nach Tuxpan, doch ist, wie ich es ja erwartet hatte, sein derzeitiger Aufenthalt nicht zu ermitteln. Ich reise also von hier sofort nach Tampico und rate auch Ihnen, auf dem kürzesten Weg mit den restlichen 40 000 Pesos zurückzukehren. Sagen Sie den beiden Grundbesitzern, daß wir alles unternehmen werden, um die Sache möglichst bald zu regeln, und daß Stillschweigen im Interesse unserer und ihrer Sache liegt. — Die zweite Angelegenheit, die Erlaubnis zum Straßenbau, wurde glatt bewilligt; mit solchen Kleinigkeiten scheint sich Legueiro nicht abzugeben.".

Jensen knallt das inhaltsschwere Schreiben auf den Tisch. „Heilige Jungfrau", winselt der unglückselige Ranchero, der nicht nur den goldenen Traum versinken sieht, sondern auch um Haus und Hof bangen muß, „ich schwöre bei allen Heiligen, das ist Lüge, gemeine Lüge. Schon mein Großvater saß auf diesem Boden, schon der Großvater von meinem Großvater . . ."

„Beruhige dich, Amalio", der Bürgermeister klopft ihm auf die Schulter, „kein Mensch denkt ernstlich daran, dir deinen Besitz wegzunehmen. Geh ruhig heim und überlaß das Weitere den mächtigen Ölleuten in Tampico."

„Und die fünftausend Pesos?" bebt der Indio.

„Die gehören dir!" beruhigt ihn Gus. „Und ich, ich schwöre dir, daß du auch den Rest bekommen wirst. Es scheint mir" — wie ein leises Frohlocken klingt es — „die alten Zeiten von Tampico stehen wieder auf. Sie sollen auch den alten Gus wiederfinden. Herr Bürgermeister, geben Sie uns zwei frische Pferde, wir reiten sofort nach Tampico."

Am Ufer des Tamesi, in der Colonia Aguila, kaum eine Viertelstunde Autofahrt vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, wischt Tampico das Öl aus seinem Antlitz. Auf einer sanften Anhöhe stehen in langen Reihen villenartige Häuser, jedes von einem Garten umgeben. Der Duft sorgsam gehegter Blumenbeete soll den Dunst der nahen Ölstadt übertäuben, soll die Bewohner herausheben aus der hastenden, nüchternen Umgebung von Arbeit und Geschäftssorgen. Der schöpferische Geist der Prosperity hat diese Oase, diese Vorspieglung der Heimat, aus dem Boden gezaubert. Wie Pilze nach dem Regen schossen die schmucken Landhäuser aus dem Boden, bis der Knebel der Krise auch hier Einhalt gebot. Immer häufiger erschienen an den Gartenzäunen die vielsagenden Ankündigungen: Zu vermieten. Immer häufiger zeigten verwahrloste Wege, verwilderte Beete auch hier den Rückgang Tampicos. War die Colonia Aguila früher eine geschlossene ausländische Siedlung, so drängten sich jetzt immer mehr wohlhabende Mexikaner in diese Gartenstadt, wo man für billiges Geld einen Landsitz erwerben konnte.

Es ist neun Uhr abends. Die lange Reihe von Wagen und Lohndroschken, die nach Geschäftsschluß wie ein laufendes Band Tampico mit dieser Vorstadt verbindet, lichtet sich, der Pulsschlag des Tages verebbt langsam. Aus dem tiefliegenden Flußbett des Rio Tamesi steigen wallende Abendnebel, kriechen die Uferböschung empor und greifen mit zögernden, geisterhaften Händen nach den Villen, Gärten und Blumen.

Mit gelben Nebellichtern zweigt ein Wagen von der Hauptstraße nach links in die Washingtonstreet ab, tastet sich schrittweise bis zum letzten Hause vor, das schon eingehüllt ist von den weißen Nebelschwaden. Der Wagen hält, eine Gestalt springt heraus, drückt in verabredeten Abständen auf die Klingel. In der Nebelwand öffnet sich ein verschwommenes gelbes Viereck, eine schlanke Frau kommt zur Tür, sperrt auf, spricht ein paar hastige Worte und zieht den späten Gast ins Haus.

Wortlos steigt sie vor ihm die steile Treppe zum Dachgeschoß hinauf, öffnet eine versteckte Tür, dreht eine abgeblendete Lampe an und läßt ihn in die schmale Kammer eintreten.

„Sie müssen sich für die nächste Zeit mit diesem einfachen Raum begnügen, Señor Jimenes. Warum kommen Sie so spät? Señor Legueiro hat Sie für sechs Uhr angekündigt?"

„Verzeihen Sie die Verspätung, Señorita Estrellita! Aus Gründen der Sicherheit habe ich den Einbruch der Dämmerung abgewartet. Hier mein Ausweis von Don Porfirio."

Estrellita überfliegt das Schreiben und nickt. „Alles in Ordnung! Ich muß Ihnen wohl nicht wiederholen, daß Sie mein Haus in den nächsten Tagen, ja vielleicht Wochen, nicht verlassen dürfen."

Über das nackte, fahle Mestizengesicht des vierzigjährigen Mannes geht ein verständnisvolles Grinsen. „Keine Angst, Señorita! Für dreitausend Pesos bin ich auch zu größeren Opfern bereit. Das Anerbieten Don Porfirios rettet mich vor dem Ruin. Ich werde mich streng nach seinen und Ihren Befehlen richten." — —

„Estrellita wird sofort kommen", beschwichtigt die rundliche, weißhaarige Juana, die treue, verschwiegene Dienerin der Tänzerin, den ungeduldig auf und ab gehenden Frank. „Da ist sie ja schon!" Ihre Augen leuchten der Eintretenden entgegen, umfassen sie mit einem zärtlichen, mütterlichen Blick.

„Geh schon, Juana!" Geduckt verschwindet die Dienerin.

Estrellita hört die harten Worte, sieht das bleiche, zornige Gesicht ihres Freundes, fühlt eine Gefahr. Sie ist innerlich dagegen gewappnet, wie sie jetzt mit raschen Schritten auf ihn zugeht und ihre Hände begrüßend zu seinem Gesicht hebt. Aber Frank packt mit harten, unbarmherzigen Fingern die zarten Gelenke, schreit ihr mit rauher Stimme ins Gesicht: „Du betrügst mich! Ein Mann ist im Haus! Ich habe eben ein Auto von deiner Tür leer wegfahren sehen. Wer ist der Mann? Wo ist er?"

Verständnislos schaut sie zu ihm auf. Die Lippen bewegen sich kaum bei ihren Worten. „Aber Frank! Ich liebe dich doch!"

Starr stehen die beiden Gestalten einander gegenüber, der blonde Deutsche, in dessen blauen Augen das Feuer der Wut und Eifersucht brennt; und die braune Aztekentochter, aus deren dunklem Blick eine Welt der Liebe und Ergebenheit spricht. Regungslos und doch in stummem, heißem Kampf. Frohlockend fühlt sie, wie der Griff seiner Fäuste lockerer wird, wie ihre Hände frei werden; doch sie greifen nicht nach ihm, kraftlos hängen sie an ihrer Seite. Frank will den Mund öffnen, will eine Flut harter, verletzender Worte über sie schütten, will sie packen, ihr das Geständnis ihrer Untreue entreißen — und steht doch stumm, gebannt, gelähmt vor diesen Augen. Wenn sie sich nur wehrte, sich verteidigte, diesen unerträglichen Bann bräche!! Aber wehrlos, ergeben, wie ein Opfer steht sie vor ihm. Ein Schatten unendlicher Trauer liegt auf dem wunderbaren Gesicht, ein stummer Schrei der Sehnsucht auf den halboffenen Lippen.

Ich liebe dich doch! Minuten sind seither vergangen und doch hängen diese schlichten, alles erklärenden Worte wie ein Tönen in der Luft, stehen wie eine Inschrift unter dem Bild ihrer demütigen Gestalt. Langsam tasten seine Hände nach ihr, gleiten ihre kühlen Arme aufwärts, wühlen sich in ihr blauschwarzes Haar. Verzeihend gibt sie ihm ihre Lippen, läßt mit geschlossenen Augen die brennende Woge seiner Leidenschaft über sich hinrauschen. Und zum erstenmal fühlt sie erschauernd, daß sie selbst in dieser Woge unterzusinken droht, daß die Stimme ihres Blutes nichts mehr von Haß weiß; wie zur Rettung klammert sich ein letzter Rest dieses Hasses an den Gedanken: Ich liebe ihn ja gar nicht! Ich hasse ihn! Und noch bin ich Siegerin! — —

„Jetzt ist es aber wirklich Zeit, ins Geschäft zu gehen. Komm Frank!" Arm in Arm verlassen die beiden das einsame Haus, schreiten glücklich und sicher durch den Nebel der Hauptstraße zu. „Du wirst mir jetzt immer vertrauen, nicht wahr, Geliebter", singt ihre Stimme an seinem Ohr und ein flüchtiger Kuß streift seine Wange, „auch wenn du vielleicht manches siehst und hörst, was dir nicht verständlich ist."

„Wie zum Beispiel deine geheimnisvollen Zusammenkünfte mit Señor Legueiro", antwortet er ihr mit leisem Vorwurf.

„So, das weißt du auch schon?" fragt sie erstaunt, aber ganz unbefangen. „Nun ich hoffe, du wirst nicht eifersüchtig sein auf ihn. Das sind rein geschäftliche Dinge. Glaubst du mir nicht?"

O ja, er glaubt ihr, er will ihr glauben, er ist froh, ihr glauben zu können. Er will allem ausweichen, was ihr Bild trüben, was einen Schatten auf seinen Liebestraum werfen könnte. Er will mit blinden Augen und tauben Ohren an allem vorübergehen, was ihm die Frau entreißen könnte. Er will alles glauben, was sie ihm sagt, will auf alles verzichten, was ihm bisher lieb und teuer war, auf Freundschaft, Geld und Zukunft, [illegible] verlieren, verlieren will er sie nicht.

Ein leises Raunen geht durch den Saal des Louisian, als die beiden eintreten. Der Liebesbund ist noch zu jung, um unbeachtet und selbstverständlich zu sein. Bewundernde Blicke folgen ihr, halblaut gesprochene Sätze bleiben im Vorübergehen an Franks Ohren haften. „Das ist Estrellita, das schönste Mädchen von Tampico. Glück, das der Bursche hat!" Er trinkt die bewundernden Blicke, die ihr folgen, trinkt die leisen, neidischen Worte; ein Gefühl des heißen Stolzes erfüllt ihn: Mir gehört diese Frau; ich bin der Sieger!

Der Kellner nimmt das Täfelchen „Reservado" vom Tisch, an dem sich das Paar gefunden hat, an dem Frank seither jeden Abend sitzt. Er kennt jeden Schritt, jede Geste ihrer Tänze und erlebt doch jeden Abend von neuem das elementare Empfinden jenes ersten Abends.

Franks Augen hängen an der Garderobentür und warten auf Estrellita, die jetzt ihren dritten Tanz, den Tango, tanzen wird. Da klopft ihm eine Hand derb auf den Rücken. „Hallo, Frank, wir suchen dich schon in allen Lokalen Tampicos. Wie geht es dir?"

Ärgerlich fährt Frank auf, schüttelt mechanisch die Hand Bics, die Hand Jensens. Unaufgefordert setzen sich die

beiden neben ihn. „Bist du gar nicht erstaunt, daß wir schon zurück sind?"

„Richtig", Frank greift sich an die Stirn, „ihr wolltet ja länger in Tantajuca bleiben." Das ist alles. Keine Frage warum, kein Zeichen von Interesse. Er sieht die beiden gar nicht an, seine Augen, sein Denken hängen an der Tür.

„Was ist mit dir geschehen, Frank?" fragt bestürzt sein Freund. „Wir sind vor wenigen Stunden von Tantajuca gekommen, wollten in einer dringenden Sache mit dir sprechen und erfuhren im Imperial, daß du keine Nacht zu Hause bist."

„Ja was soll ich sonst tun", lacht Frank erbittert auf, „ich kann doch nicht Tag und Nacht einsam und allein darüber trauern, daß ihr mich einfach zur Seite geschoben habt."

Bic fühlt, daß dieser Vorwurf nicht ganz unberechtigt ist; er weiß, daß das verdammte Öl auch seine Gedanken durchtränkt hat, daß er die Pflichten seiner Freundschaft dem Jüngeren, Unbesonnenen gegenüber vernachlässigt hat. Er fühlt zum erstenmal die Leere in seinem Innern, fühlt schmerzhaft, daß er etwas Kostbares verloren hat. Er will diese Kameradschaft, die sie so fest verbunden hat, wieder zurückgewinnen, ehe es zu spät ist. „Höre mich an, Frank! Es ist vielleicht nicht der richtige Ort, darüber zu sprechen . . ."

„Sei still!" Bittend legt sich Franks Hand auf den Arm des Sprechenden. Das Orchester singt leise eine Melodie: Te quiero, te quiero, hermosa. „Estrellita tanzt!"

Die Lichter verlöschen, in dem blauen Zauberlicht steht eine schlanke, biegsame Gestalt, singt und tanzt das Lied nur für ihn: Te quiero, te quiero . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Sämann.

Von Peter Rosegger.

Seit Jahrhunderten gab es im Tal keinen merkwürdigeren Mann, als den Samstag-Christoph. Er hätte dreimal Anrecht gehabt auf das Spital, denn er war übel geboren. Eine Krankheit hatte ihn zugerichtet, er war stocktaub und einäugig und hatte eine verstümmelte rechte Hand. Aber seine Linke war gesund und ernährte drei Gemeinden. Der Christoph war blutarm und wohnte unter dem Strohdach einer Scheune. Als Knabe entsprang er dem Krankenhause, in das ihn der Vormund nach dem Tod der Eltern gesteckt hatte; die erste Nacht nach seiner Flucht verschlief er in der Scheune, und seitdem war diese sein Daheim gewesen, und er hatte in ihr seinen ersten Bart und seine weißen Haare erwartet. Aus Stroh hatte er sich ein Stübchen geflochten, das sah aus wie ein mächtiger Korb und hielt die Kälte und Hitze ab. Das Stroh beschützte den Mann ja gern, denn jeder Halm verdankte ihm das Leben, und die Ähren ließen gern ihre bauchigen Körner dem Christoph zum Brot. Der Mann war eine Gestalt zum Erbarmen; aber es gab keinen Amtmann und keinen Pfarrer weit und breit, der so geehrt und in sich so glückselig war wie der Samstag-Christoph.

Der Samstag-Christoph war wie die Kraft Gottes, des Schöpfers; worüber er seine Hand ausstreckte — und es war doch nur die linke —, das wurde gesegnet. Man wußte nicht, woher es kam, es war wie eine angeborene Eigenschaft; Christoph war der berühmteste Sämann im ganzen Bergland. Es gab sehr geschickte und erfahrene Bauern im Tal, sie hatten — darüber war nicht zu klagen — fleißige Hände und volle Speicher, sie verstanden das Ernten — aber das Säen verstanden sie lange nicht immer. Einmal ging das Korn zu dick auf und erstickte sich, das andere Mal standen die Halme schuhweit auseinander, und jede Ähre hatte ein ganzes Ländchen für sich — dafür trugen sie auch den Kopf so hoch und waren leer und spießig, statt voll und glatt. Oft waren mitten in den Ähren leere Gassen, durch die Roß und Wagen hätten ziehen können, ohne ein einzig Hälmlein zu beschädigen. Ein Sträfling kann die Gassen, durch welche er Spießruten laufen muß, nicht bitterer hassen, als der Bauer solch eine leere Gasse durch sein Kornfeld haßt. Die Samenkörner mit vollen Händen hinzuwerfen, ist freilich leicht; aber das Erdreich ist braun, und die Körner sind braun, und es ist schwer, die Gleichmäßigkeit einzuhalten, daß kein Fleckchen leer bleibt oder keine Handvoll auf die andere fällt. Gute Augen, ein fester Schritt, und eine sichere Hand gehören dazu.

Der Samstag-Christoph hatte nur ein einziges Auge, das gewiß nicht über die Ecke der Nase sah, und er hatte sichelkrumme Füße, und er hatte nur die linke Hand, und dennoch blieb, wenn er säte, auf dem ganzen weiten Feld keine Handbreit leer, und kein Korn fiel auf das andere. Wenn auf Christophs Acker der Samen aufging, so war das so gleichmäßig wie eine Wiese, und wenn er reifte, legte ein Halm seine schwere Ähre auf die Achsel des andern.

Darum suchten alle den Christoph auf in seinem Strohkorb, darum tat der Christoph im Frühjahr und im Herbst zwei Monate nichts als säen, und er säte auf allen Feldern des ganzen weiten Tals. Da trug er ein großes, weißes Tuch um die Lenden, und darin hatte er das Samenkorn, einen ganzen mächtigen Ballen. So legte er fast mit Grazie seine Linke hinein und schwang sie dann gefüllt — nicht auf das gelockerte Feld. — Die erste Handvoll warf er auf sandigen Boden oder auf einen Felsen oder hin über das Heidekraut der nahen Au. Warum er's tat, das sagte er nicht, und keiner stellte ihn darob zur Rede. Dann aber ging's über das Feld, von einem Rain bis zum andern. Wie er die Hand so schwang im Halbkreise, da zogen von derselben die braungelblichen Strahlen der Körner aus, und sie verdünnten sich in der weiten Runde und wurden unsichtbar, bis sie zur Erde fielen. Gleich kamen auch die Vöglein herbeigeflogen von den nahen Bäumen und von den Büschen. Sonst hüpfen sie gern auf den Erdschollen herum und picken die frischgesäten Körner auf, aber dem alten Christoph flogen sie auf die Achsel oder auf die Lederhaube, und einmal ließen sie sich gar wundersam nieder zum Kornsack und schnappten nach Lust die Dingelchen heraus. Als ob es ihnen gesagt worden wäre, daß das Körnlein im Sack gerade so sättigt, wie das Körnlein im Erdreich, obwohl das erstere nur ein einzig Körnlein bedeutet, das letztere aber eine ganze schwere Ähre.

Keine Handlung im formenreichen Kultus ist so würdevoll und heilig, wie das Hinlegen des Samenkorns in die Erde. Das ist Glaube und Hoffnung, das ist ein liebevolles Begräbnis mit der kindlichen Zuversicht an die Auferstehung. Ich habe noch keinen lachenden, singenden oder plaudernden Sämann gesehen; der tollste und ausgelassenste Bursche schreitet bei dieser Arbeit still und ernst einher, als sei er zur selbigen Stunde ein Priester oder Wundermann, der mit wenigen Broten viele speist. Es ist, als ob den Sämann bei dieser Handlung eine Ahnung überkäme von seinem eigenen Hinsinken in das Erdreich und Wiederhervorgehen zu neuem Leben.

Freilich wohl liegt über diesem tiefen Meer der Poesie, so wie immer im Volk, der Schaum des Aberglaubens. Der Sämann soll ein Sonntagskind sein und die Arbeit nur bei aufnehmendem Mond verrichten. Gewiß ist, daß der Same besser gedeiht, wenn er mit Weihwasser übergossen wird; das Wasser müßte aber nicht unbedingt geweiht sein, die Hauptsache ist nur, daß es befeuchtet. Sonst wird beim Säen die erste und die letzte Handvoll kreuzweise hingeworfen, damit nicht etwa der böse Feind Unkraut unter den Weizen menge. Aber der Christoph tut das nicht, die erste legte er auf unfruchtbaren Grund und die letzte — es war recht und billig — behielt er sich zum Eigentum. Hatte er an einem Tag zehn Acker besät, so hatte er sich zehn Hände voll Korn erworben; da ließ sich in der Säezeit der Lebensunterhalt für das ganze Jahr zusammenbringen.

Im Tal lebte ein häßliches Weib, die Brennessel-Gret. Es war eine arme Witwe mit drei unmündigen Kindern; es war auch ein Säweib und hatte sich und andern

durch seine böse Zunge schon viel Unkraut ausgestreut. Die Gret liebte keinen Unglücklichen, aber um so mehr haßte sie den Glücklichen. Der Samstag-Christoph arm und häßlich wie sie, aber geachtet von allmänniglich und geliebt von jedem Kind, selbst von den Vöglein der Lüfte, war ihr ein Dorn im Auge. Im allgemeinen achtete man nicht auf die Brennessel-Gret, was sie auch sagen und tun mochte. Auf einmal aber ging ein ganz eigenartiges Gerücht durch aller Leute Mund: Nun, endlich wisse man's, warum der Samstag-Christoph so trefflich säe, er benutze den Bösen dazu, der müsse ihm jedes Korn auf den genau abgemessenen Platz in die Erde legen und bekäme dafür die erste Handvoll, die der Christoph auf unfruchtbaren Boden wirft. Der Samstag-Christoph sei ein Hexenmeister.

Wer das Ding zuerst ausgestreut, das wußte man nicht, aber das alte Brennesselweib kicherte.

Man weiß, wie Bauern sind — im nächsten Jahr säte jeder sein Kornfeld eigenhändig, und dem alten Christoph wich man aus und grüßte ihn kaum mehr. Dieser lebte verborgen in seiner Scheune, während draußen der Frühlingstag war. Aber als die Saat aufging, gab es über die Felder hin viele aschgraue, kahle Streifen, und zur Blütezeit wucherten Nesselkraut und Hederich zwischen den Halmen, und in den Erntetagen lagen die Garben etwas dünn zerstreut auf den Stoppeln.

Im nächsten Herbst wurde in der Hütte der Brennessel-Gret viel gebetet und geflucht. Das Weib hatte sein Kornäckerlein bestellt, aber nun bekam es, wie sonst alljährlich, keinen Samen von der Nachbarschaft; erstens weil solcher in diesem Jahr rarer als sonst, zweitens, weil sich das Weib so verhaßt gemacht hatte. Alles bestellte seine Wintersaat, aber der Acker der Witwe blieb liegen. Christoph hatte in seinem Vorrat einen Kübel Korn; da dachte er bei sich: „Streue ich diese Körner auf ihr Feld, so bin ich wieder der Hexenmeister, und bleibt ihr Acker leer, so verhungert sie mit ihren drei Kindern." — Da war der alte Mann einmal über eine Nacht nicht in seiner Scheune.

Der Winter kam und ging vorüber; in der Hütte des Nesselweibes war Trostlosigkeit; die Gret betete für ihre Kinder und verfluchte alle übrigen Menschen. Aber im Frühjahr, als alle Felder grünten im weiten Tal, grünte auch das der Witwe; es ging auf demselben das Korn auf in saftiger Fülle und schöner Gleichmäßigkeit, erquickender zu sehen als alle Äcker der Großbauern. Der Samstag-Christoph hatte hier gesät, es ließ sich nicht leugnen. Nächtlicherweise mußte er es getan haben, und dennoch stand jedes Hälmlein von den andern wie abgemessen. Das hätte den Argwohn von den „Hexenmeister" wohl bestärkt, aber der Pfarrer sagte: „Er hat Almosen gegeben mit der Linken, ohne daß es die Rechte wußte; er ist gegangen auf den Acker des Feindes um Mitternacht und hat das Unkraut zertreten und guten Samen gestreut. Ehre dem Mann!"

Ich habe den alten Samstag-Christoph noch gekannt. Über seinen Körper schienen alle Übel kommen zu wollen; in seinen letzten Jahren war er so bucklig, daß er wie ein Ballen herangewandelt kam. Sein niedergebeugter Kopf war kaum einen Fuß von der Erde entfernt, seine hageren Hände, wovon die rechte fingerlos war, hingen nieder, bis zum Boden; es war, als ob er alle Körner wieder auflesen wollte, die er in seinem Leben ausgestreut hatte. An einem Samstag abend fand man ihn mitten auf einem reichen Kornfeld leblos, tief zusammengekauert wie ein Samenkorn, das in Verwesung übergehend, keimen will. Man konnte den Greis nicht mehr gerade legen, der Sarg mußte kurz und breit sein.

Das Grab des alten Christoph wurde bald weit und breit bekannt; es wuchsen, zufällig, aber doch bedeutungsvoll, drei Halme auf demselben und drei Kornähren daran. Die alte Brennessel-Gret führte ihre drei Kinder zum Hügel, pflückte jedem eine Ähre und sagte: „Nehmt und baut sie an, vielleicht ist Segen daran!"

Zwei dieser Kinder besitzen heute weite Kornfelder, herausgewachsen aus den zwei Ähren; das dritte hat seine Ähre verworfen und zieht hab- und heimatlos durch die Länder.

 **Bunte Chronik** 

Der pfeifenrauchende Engländer verschwindet.

Es gehörte bisher zu der typischen Erscheinung eines Engländers, daß er die durch Sherlock Holmes so berühmt gewordene Shag-Pfeife im Mund führte. Die moderne Entwicklung in England beweist aber namentlich bei der Jugend ein rapides Zurückgehen dieser alten Tradition. Nach dem Rapport des Imperial Ecconomic Commitee geht das Pfeifenrauchen in England immer mehr zurück. Die englische Jugend neigt immer mehr der Zigarette zu. Von den 174 Millionen englische Pfund Tabak, die England al- jährlich verbraucht, ist der Zigarettenkonsum überwiegend. Im Jahre 1907 kamen von diesem Quantum noch zwei Drittel auf die Pfeifenraucher. Von 1924 bis 1930 ist der Zigarettenverkauf in England um 5 bis 6 Millionen gestiegen. Auch das Rauchen von Zigarren geht in England zurück. Die Ursache wird in den ungeheuren Einfuhrzöllen auf Tabak erblickt. Man ist dazu übergegangen, den Tabak vorwiegend aus dem eigenen Empire zu beziehen und heute sind bereits 23 Prozent der Tabakeinfuhr in England Produkt aus den eigenen Dominions. Im Jahre 1907 war der jährliche Nationalverbrauch an Tabak noch 5 Millionen Pfund, inzwischen ist er auf 1¼ Millionen zurückgegangen. Die Zollpolitik hat somit mit einer uralten Tradition in England gebrochen.

*

Ein vielseitiger Obstbaum.

Auf dem Landgut eines Amerikaners in der Nähe von Fredericton kann man einen Obstbaum sehen, der in der Welt wohl einzig dastehen wird. Er stellt für sich allein einen ganzen Obstgarten dar. Durch Okulierungen hat der Besitzer es erreicht, daß auf ihm zu gleicher Zeit 60 verschiedene Arten von Äpfeln und mehrere Arten von Birnen wachsen.



Er hat's satt.



„Ach Peter, schau doch gleich nach, ob jemand unterm Bett liegt!"

„Nein, Emma, jetzt bin ich seit 27 Jahren jede Nacht aufgestanden, um unter das Bett zu gucken, nun will ich nicht mehr — — —!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.